

Ermüdender Jedermann der Popszene

„Jay Five“ boten die Beat-Oper „Tommy“ im Großen Haus des Nationaltheaters Mannheim

Wenn zwei das gleiche tun, ist es eben nicht dasselbe. Als die englische Beatgruppe „The Who“ 1968 ihre Beat-Oper „Tommy“ vorstellte, zeigten sich Kritik und Publikum recht angetan von Stoff und musikalischer Gestaltung der tragischen Geschichte um die „Jedermanns-Figur“ der Popszene. Nachdem „Tommy“ jetzt, zwei Jahre nach der Uraufführung und mit einer international unbedeutenden Gruppe, endlich nach Mannheim kam, erlebte das halbgefüllte Große Haus des Nationaltheaters eine lauwarmer, wenig beeindruckende Darbietung, die zu keiner Zeit Funken ins Publikum sprühte.

Als nach dreiviertelstündigem Laokoonkampf der Elektriker mit Kabeln und Steckern endlich die elektronische Maschinerie der deutsch-schweizerischen Formation „Jay Five“ angeworfen wurde, machte sich — die Uhr zeigte fast Mitternacht — schon eine

gewisse Schläfrigkeit breit. Die Band, aus recht cleveren Profis bestehend, spielte brav, aber ohne Inspiration. Gegen die furiose Show, die „The Who“ gemeinhin auf der Bühne liefert, war's allenfalls ein müder Schwanengesang.

Das liegt, glaube ich, allerdings auch an der mangelnden musikalischen Kraft der Oper. Die Aneinanderstückelung mehr oder weniger kurzer Liedchen ohne das verbindende Element einer szenischen Darstellung genügt nicht. Und nur wenige Details haben die tragische Substanz, die in der Story steckt. Der von Eltern ungeliebte zu Blind-, Taub- und Stummheit verurteilte Junge Tommy, der sich im psychonischen „Flipper“-Spiel mit glitzernden Stahlkugeln befreit, durch seine wunderbare Heilung zum Messias wird und wieder ins Nichts zurückfällt, spiegelt ein getreues Bild der Pop-Idole. Aus dem sozialen Schlamm aufgetaucht, nehmen sie für kurze Zeit Platz auf dem Thron, den die Jugend ihren Heroen errichtet. Kurze Zeit später fallen sie meist wieder zurück in die Außenseiterrolle, aus der sie sich nicht befreien können.

Die Kluft zwischen musikalischer Aussage und Geschichte scheint mir zu groß zu sein; wer die Story nicht vorher kannte, dem wird sie sich auch durch die — gar nicht schlecht ausgewählten — Projektionsbilder nicht mitgeteilt haben. Und ausgerechnet das stärkste, suggestivste und innigste Lied — Tommys verzweifertes Flehen „See me, Hear me, Touch me“ — ging leider völlig daneben.

Stärkstes Stück des Abends war die Zugabe der „Jay Five“ aus eigener Produktion, ein Doppel-Schlagzeugsolo, das zwar brillant war, aber zu so später Stunde das Publikum auch nicht vom Heimwandern abhalten konnte. Zu mehr als nachgiebigem Höflichkeitsbeifall kam es nicht.

Ob's in Heidelberg, beim dortigen Gastspiel am Samstag, 30. Oktober, 19.30 Uhr, in der Städtischen Bühne, besser läuft? Wer jedenfalls an diesem Abend die Gesamteinpielung von „Tommy“ durch „The Who“ vom Plattenspieler abgenommen hatte, statt ins Theater zu gehen, darf getrost von sich sagen, daß er den besseren Teil erwählte.

Nick Wolter



Preise in Darmstadt

Die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung verliehen: Den Sigmund-Freud-Preis für Wissenschaft (unserem Foto links außen), den Johann-Heinrich-Peter-Huchel (zweiter von links), und den Georg-Heinrich-Seebeck-Preis (rechts außen) Gerhard Storz, der Präsident der Akademie.

Foto: dpa-Rehm